

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 21 (1931)
Heft: 25

Artikel: Zwei Gedichte
Autor: Siebel, Johanna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638640>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 25
XXI. Jahrgang
1931

Bern,
20. Juni
1931

Ein Blatt für heimatlische Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Zwei Gedichte von Johanna Siebel.

Was andere von uns sagen . . .

Muß jeder selber achten,
Sein Leben recht zu lenken.
Des Menschen höchstes Trachten
Sei: wahrhaft frei zu denken.

Was andere von uns sagen,
Kann uns soviel nicht nützen,
Sich selbst muß man befragen
Und sich auch selber stützen.

Der Taucher muß Gefahren
Beharrlich überwinden,
Will er im Grund die klaren
Und schönen Perlen finden.

Das Schicksal hat tausend Pfeile.

Das Schicksal hat tausend Pfeile.
Nie wird sein Köcher leer.
Es zielt ohne sondere Eile,
Es trifft durch Waffen und Wehr.

Nie haben die besten Waffen
Den Brävsten je geschützt,
Nie hat das treueste Schaffen
Dem Redlichsten je genützt.

Das Schicksal ist wahllos im Zielen,
Und manchmal — wie zum Scherz —
Nimmt einen es von den vielen
Und — trifft ihn mitten ins Herz.

Gynars Töchter.

Roman von Georg Sped.

25

Er schob das Papier mißmutig zur Seite, unbefriedigt und unerlöst. In der Ferne klang wieder das dunkle Lied, daß die Luft ganz erfüllt schien von Süße und Leid, bis es verstummte und nur das helle Lied der Grillen die unbewegte Luft durchzitterte. Er probierte es noch einmal.

„Einst, in fernen Kindertagen,
Sah ich reine Wolken ziehen,
Von dem Frühlingswind getragen
Ueber Himmelsfluren fliehen.

Einst, in fernen Kinderzeiten,
Rauschten fernher grüne Wälder,
Sah ich Schmetterlinge gleiten
Ueber sonnenlichte Felder —“

Er schüttelte den Kopf. Es war nichts. Und derweil verlor er oder verkaufte die Mutter ihr Silber als letztes, da er das übrige vertan. Bei diesem Gedanken erfaßte ihn eine so wilde und leidenschaftliche Trostlosigkeit und Verzweiflung wie nie zuvor. In Schmerz, Verzweiflung und Tränen hinein klangen endlich die Mittagsglocken. Er lag und horchte darauf, wie auf etwas Neues und Tröstendes und schlief darüber ein, denn er hatte von Wochen her den Schlaf nachzuholen.

Als er nach einigen Stunden erwachte, über einem braunen Heupferde, das seine Nase als Sprungbrett aus-

ersehen hatte, fiel sein erster Blick auf die Berse. Er faltete sie zusammen und steckte sie ein ohne Zorn, als etwas Spieleriges und Abgetanes bis weiterhin. Da er einen kräftigen Hunger verspürte, langte er nach seinem Brote. Dabei plagte ihn der Durst. Die Früchte der beiden Zwetschgärbäume waren noch lange nicht reif. Von den frühen Jakobäpfeln wollte er keine nehmen, da ihm war, als nehme er sie der Mutter unnötig und vorzeitig weg. So zog er schließlich ein paar Rüben aus, reinigte sie an dem dünnen Brunnlein, das bei der Treppe ein Gießfaß füllte, und aß nun beides zusammen mit gutem Appetit. Darauf ging er zu dem Geräteschuppen, nahm einen Spaten heraus und fuhr dort in der Arbeit fort, wo, wie es schien, die Mutter aufgehört hatte.

Er arbeitete bis zum Abend, da die Nelken plötzlich anfangen stark wie würziger Zimt zu duften und der feine süße Hauch des Goldblat sich mit den tausend anderen Düften des Sommerabends vermischte. Ringsum wurde es laut. Jenseits der Mauer spazierten die Städter die Straße entlang, und aus den grenzenden Gärten scholl Kindergeschrei und ging das Gespräch der Alten. Darüber hin flatterte ein Lied der jungen Mädchen. Er hörte all das mit Grausen und Lust und verkroch sich in seine Laube, bis der Lärm verstummte, die Sonne schied und kühl und sternklar die Nacht erstand. Da öffnete und schloß er behutsam das